

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1921

6 (8.1.1921) Die Mußestunde

Die Musikstunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

1. Woche

Karlsruhe, den 8. Januar

1921

würde es in der Sekunde einen Weg von 1600 Meter zurücklegen. Das entspricht etwa der fünffachen Schallgeschwindigkeit. Wenn es gelingen würde, diese Geschwindigkeit auf das Fünffache zu erhöhen, so wäre es möglich, auf halligstem Wege der Erde neue Trabanten zu geben. Ein Geschoss mit einer Anfangsgeschwindigkeit von 8 Kilometer unter dem richtigen Steigungswinkel abgeschossen, würde den Erdboden nicht wieder berühren, sondern dauernd in geringem Abstände die Erde umkreisen und dabei täglich seine Bahn etwa siebenmal durchlaufen. Würde man die Anfangsgeschwindigkeit statt auf den fünffachen auf den siebenfachen Betrag erhöhen, würde es die Anziehungskraft der Erde vollkommen überwinden und wie ein Komet auf Nimmerwiedersehen in den Weltraum hinausfliegen. Damit wäre die Möglichkeit gegeben, von der Erde aus den Mond zu besuchen. — Nach den Forschungsergebnissen soll der Mond unbewohnt sein. Ein Krieg mit dem Monde würde also damit zum Glück aus dem Bereiche der Möglichkeiten gerückt sein.

Ein Würderland. Die Zahl der Verbrechen hat in Amerika eine solche Höhe erreicht, wie sie in Europa trotz des gegenwärtigen moralischen Tiefstandes, kaum möglich ist. Hierüber gibt R. Fosdick, der frühere Generalunterstaatsanwalt des Völkerbundes und ein hervorragender Kenner der sozialen Verhältnisse in Amerika, lehrreiche statistische Aufschlüsse in seinem Buch „Amerikanische Polizeistatistik“. In London, das 7.250.000 Einwohner hat, ereigneten sich im Jahre 1916 neun Morde, in Chicago, das nur ein Drittel so groß ist, wurden in demselben Zeitraum 105, also beinahe zwanzigmal so viel wie in London verübt. In Chicago zählte man 1916 mit seinen 2.500.000 Menschen, und das war keineswegs ein Ausnahmefahr, 20 Morde mehr als in ganz England und Wales zusammen mit ihren 38 Millionen Menschen. Während dieses einzigen Jahres wurde in Chicago ein Mord mehr verübt, als in London während der Zeit von 1910 bis 1914. 1917 gab es in Chicago zehn Morde mehr als in England und Wales und Schottland zusammen, 1918 wurden in Chicago 15 Morde mehr aufgeführt als in England und Wales. 1919 war die Zahl der Morde in Chicago fast genau sechsmal so groß wie in London. Und Chicago ist nicht etwa eine Ausnahme; auch in anderen amerikanischen Städten ist ein stetiges Anwachsen der Verbrechen zu beobachten.

Der lebende Leichnam. Eine eigenartige Ueberraschung wurde einem amerikanischen Soldaten, der im Weltkrieg mitgekämpft hatte, Leutnant John C. Granstorf, zuteil. Er erhielt nämlich bei einem Aufenthalt im Hause seiner Eltern zu Goerett in Massachusetts eine amtliche Depesche vom Kriegsministerium der Vereinigten Staaten, in der ihm mitgeteilt wurde, daß seine Leiche sich von Frankreich auf dem Wege nach der Heimat befinde. Er erklärte dem Kriegsministerium sofort, daß er nicht tot sei, und seine Eltern zerbrachen sich bereits den Kopf, was sie mit dem avisierten Leichnam machen sollten, wenn er ankommt. Diese Totenerklärung bei lebendigem Leibe hat übrigens für den Leutnant außer dieser Ueberraschung noch andere Unannehmlichkeiten, denn es ist ihm bisher nicht möglich gewesen, die ihm zustehenden Geldbezüge vom Staat zu erhalten, weil man hartnäckig behauptet, er befinde sich nicht mehr am Leben.

Witz und Humor

Dürrschüssiges. Ein Mann will in Königsberg von der Glettschen springen. Trotzdem der Schaffner ihm dauernd zuruft: „Nach vorn abspringen!“, springt er rückwärts ab und fällt wie vorausgesehen, auf die Verlängerung des Nacktates. „Nach vorn abspringen, danischer Vorbas!“ schreit er dem Schaffner nach, „nach vorn abspringen, damit ich auf die Presse falle!“

Strafe. Frischchen ist unerhört unartig. Als alle Prügel nichts mehr helfen, sperrte ihn seine Mutter eines Tages in den leeren Hühnerstall ein. Frischchen erhob ein Mordgedrüll, schrie: „Und wenn ich auch Hundelang hier drin läßt, Eier legen tue ich doch nicht!“

Das Andenken. Ein Geschäftsreisender hatte einen seiner besten Freunde durch den Tod verloren, während er auf der Reise war. Bei seiner Rückkehr machte er der Witwe einen Beileidsbesuch und äußerte:

„John und ich waren immer so gute Freunde, ich hätte so gern ein Andenken an ihn.“

Die Witwe erhob ihre schönen Augen, die noch voller Tränen standen und flüsternd: „Wie wäre es denn mit mir selbst?“

Selbsthilfe. Am Stammtisch unterhält man sich über die allgemeine Teuerung. Einer der Herren schimpft über die Forderungen der Verdiers, nach deren neuestem Tarif das Kassieren 1 Mark kostet. Man entgegnet ihm, daß die Leute doch nur dem Zuge der Zeit folgen. Herr Krause bemerkt dazu überlegen: „Ich gebe für das Kassieren nur 25 Pf.“ — „Das muß ein schönes Mindest sein, weg Sie dafür rasieren.“ — „Witte, ich rasiere mich selbst!“

Schriftleiter: Hermann Winter. Druck und Verlag von Geß u. Cie.; beide in Karlsruhe, Luisenstraße 24.

Rätsellecke

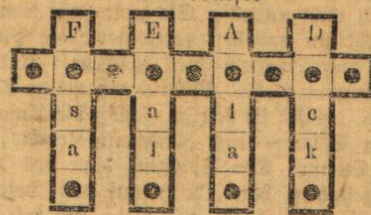
Bilderrätsel



Silberrätsel

Meine erste Silbe ist nicht tief — meine zweite, nie stille steht, das ganze ist ein frohes Fest — zu dem wohl jeders gerne geht U. Dreyfuß.

Gitterrätsel



Die Punkte dieser Figur sind durch Buchstaben zu ersetzen, daß jede der vier senkrechten Felderzeilen ein Wort ergibt, während die waagerechte Reihe einen jetzt oft wahrensbaren Zustand nennt.

Auflösungen aus der Silbester-Nummer

Bilderrätsel

Die Liebe zeigt sich im Verzichten. Richtige Lösungen sandten ein: Ludwig Meiß, Jena Göhring, Frau C. Möhrig, Karl Kohnmann, Karl Krauß, Martha Günther, R. Baud, Ferdinand Horn, Erich Wilmes, Frd. Weiß, Fel. A. Szimmoßel, Josef Eberhard, alle in Karlsruhe. Friedr. Preiß und Frau Th. Burzinger, Durlach, Joseph Schmidt, Barnhalt, Sch. Ullt, Gengenbach.

Reimeranzungsrätsel

Wir fuhren hinaus in die sintende Nacht Im Schlitten, beim Mlange der Glöckchen; Vom Himmel hernieder da rieselten fast Unzählig die schimmernden Nöckchen. Rings starrte die Erde in Schnee und Eis, Es ruhte die Welle im Fluße, Doch drinnen, im Schlitten, da trafen sich heiß Die Lippen in flammendem Kusse. D. Keesbe.

Richtige Lösungen sandten ein: R. Baud, Martha Günther, Karl Krauß, Elsa Groth, Jena Göhring, Ferdinand Horn, Erich Wilmes, alle in Karlsruhe.

Eulenrätsel

Hof, Halle, Kiel, Kofen, Kassel, Jena, Weimar, Götting, Gera, Kieja, Ulm.

Richtige Lösungen sandten ein: R. Baud, Maria Günther, Karl Dafferner, Luise Stoll, Karl Krauß, Else Goltz, Karl Kohnmann, Paul Gläfer, Frau C. Möhrig, Jena Göhring, Jul. Dorn, Ferdinand Horn, Rosa Gaas, Frd. Weiß, R. Mörzger, Fel. A. Szimmoßel, Ernst Moher, Josef Eberhard, alle in Karlsruhe, Frau Göhringer, Langensteimbach, Fritz Gering, Herren- alth, Friedr. Preiß, Durlach, Joseph Schmidt, Barnhalt, Rudolf Schmidt, Durlach, Frau Th. Burzinger, Durlach, Sch. Ullt, Gengenbach, Vina Walz, Gröbigen, Wilhelm Edert junger, Bretten, Frau Reich, Baden-Baden West, Johann Rutz, Berg- hausen, Joh. Kästel, Wörsch.

Lied der Befreiten

Stets waren wir die Vielen, itets waren wir die Kraft, doch lange durfte hiehlen mit uns die Willkürhafft.

Dann ist der Tag gekommen, da unsre Zeit begann, der hat von uns genommen den dunklen, schweren Mann.

Die aus der Tiefe stammen — und unser sind es viel — Wir gehen nun aufzuzammen und wissen unser Ziel.

Wir wachen in der Stille, und tritt der Letzte ein: Dann werden wir der Wille und die Erfüllung sein.

Karl Bröger

Ein Neujahrsbrief

Karlsruhe, 1. Januar.

Profit Neujahr!

Lieber Freund! Heute abend fünf Uhr kam ich von einer zweitägigen Gebirgstour nach Hause und fand Deine lebenswürdigen Neujahrsbriefe auf meinem Schreibtisch. Ich danke Dir für Deine schönen Neujahrswünsche, nur (verzeihe!) kommen mir in den letzten Jahren Neujahrs- wünsch und Weihnachtsgeschenke immer ein wenig wie hübsche Frauen, nämlich wie Rästel vor. Lache nicht, es ist mir bitterer Ernst! —

Gestern abend, also Silvester, war ich in einer Schüh- hütte tief drinnen im Gebirge und erwartete mit noch avanzig Zufallsgästen das neue Jahr.

Es kam, weil es eben kommen mußte; Punkt 12 Uhr. Da beglückwünschten wir uns gegenseitig.

Die anderen kannten mich mehr wie ich sie. Das kommt, weil ich hier und da einige Dummheiten in die Zei- tungen drucken lasse. Da bin ich so ein hübschen „populär“ geworden. Denn die Mitmenschen machen zwar selbst ge- nung Dummheiten, lieber aber sehen sie es, wenn solche von anderen gemacht werden, damit sie eben über diese anderen lachen können.

Den ganzen Abend saß mir gegenüber ein äußerst lie- benswürdiger junger Mann, der nicht übel Gitarre spielte und gerade so nett sang. Dieser sympathische junge Mann, der mir, nebenbei bemerkt, meinen Becher trotz gelindem Sträuben meinerseits mit gar nicht schlechtem Kaffee füllte und Kaffee dazu schenkte, war der erste unter den anwelen- den, ebenfalls sehr netten Menschen, welcher mir ein glück- liches Neujahr wünschte.

Dann kamen noch neunzehn andere und taten das gleiche und ich tat bei allen avanzig nichts anderes. In einer kleinen Viertelstunde hatte ich mich durch achtzehn derbe Naturfreundsäufte und zwei Damenfäufchen vier- oder fünfmal durchgesehen. Zum Schluß kam nun gerade jener lebenswürdige junge Mann noch einmal und wünschte mir ein glückliches neues Jahr.

Warum, das weiß ich nicht. Das eben ist das Rästel!

Zwei Stunden später wickelten wir uns in die Woll- decken, um zu schlafen.

Warum, fragte ich, schnorchte nun gerade jener liebens- würdige Mann so stark, daß ich nur eine einzige Stunde schlafen konnte und mit Tagesgrauen bereits aufstand?

Warum, fragte ich ferner, nahm mich dann jener sonst sehr sympathische junge Mann eine Stunde später hinten auf seinen Nodel und warf uns hierauf im tausenden Schwünge nach rechts um, sodas ich quiekend unten zu liegen kam, mir eine Kopfschule schlug und der Abdruck meines Hauschlüssels zurzeit auf meinen rechten Ober- schenkel in prächtigem Violet zu sehen ist?

Warum, fragte ich vorwurfsvoll traurig, wenn er mir doch vorher sechsmal ein glückliches Neujahr wünschte?!

Sier ist ein Rästel!

Mit mephistophelischem Sinken begab ich mich dann drei Stunde weit zur nächsten Bahnstation und fuhr tief sinnend nach Hause.

Sier fand ich neben meinen Briefschäften auch ein Paket vor. Pakete und Telegramme sind mir immer genau so verdächtig, wie Postsendungen in Fensterbriefschüllen.

Man sieht die Adresse, aber nicht was drin ist. In der Fensterbriefschülle kann ein Steuerzettel, im Telegramm eine Todesnachricht und im Paket vielleicht eine Kindsleiche sein. Man kann sich heutzutage nicht genug in acht nehmen. Ich öffnete also sehr vorsichtig und fand obenauf ein rotes Briefchen.

Hierin schrieb mir eine in weit entfernter Stadt woh- nende Freundin, daß im Paket tief drunten ein mir zuge- dachtes Weihnachtsgeschenk läge und wünschte zugleich zum neuen Jahr.

Das machte mich wohl etwas stutzig. Aber, meine Freundin ist sonst ein durchaus ehrliches, nettes Mädel, manchmal zwar ein hübschen unpraktisch, aber von jener mollig weichen Art, welche nicht zum Scheelansetzen ge- schaffen ist.

Ich sahte mir also ein Herz und packte das Geschenk aus. Es war ein in unzählige Seidenpapiere eingewickel- tes . . . Ding. Etwas von der Form einer oben stark ab- gerundeten Bischofskara anständiger Größe, aus gelb- grau-weißem Keinen genäht. Unten herum liefen hübsch gefädelte Spitzen auf grellblauem Grund. Oben auf dem Gipfel sah eine kokette blaue Schleife. Innen war das Ding mit dickem, weichem Stoff gefüllt.

Ich legte es vorerst auf den Tisch und setzte mich davor hin. Denn ich wußte nicht, was es zu bedeuten hatte.

Längs der gebogenen Innenante lief ein dünner Draht. Drückte man die beiden Enden desselben zusam- men, dann bekam es, von oben gesehen, eine bauchige Form, umgedreht starrte ein gähnender Rachen. Wenn es nur wenigstens jene bauchige Form bewahrt hätte. Aber nein; ließ man die Enden los, dann klappte der Rachen zusammen.

Die letzten Jahre her erhielt ich nun schon öfter Weih- nachtsgefchenke ähnlicher Art, deren Gebrauch mir erst durch angestrenktes Nachsinnen oder längeres Probieren klar wurde. Aber so etwas Rästelhaftes, nein, das hatte ich noch nicht erhalten.

Nachgedacht hatte ich bis zu den Grenzen der Möglich- keiten, ohne jedoch zu einem Resultat zu gelangen. Also fing ich mit Probieren an. Zuerst füllte ich das Unge- heuer wie einen Helm über die Backstanne. Da starrte

es mich mit seinen blauen Flecken wie mit lauter traurigen Augen an und fiel nach einer Minute von selbst herunter. Na, denn nicht!

Ich stopfte also nacheinander zuerst sämtliche Fragen, dann alle Schlippe hinein. Nein, das ging nicht in den Wäschekorb!

Dann veruckte ich es über den Papiertorb zu stülpen. Das ging auch nicht.

Ich legte es also auf den Rehnstuhl und setzte mich darauf. Aber erstens verspürte ich keine Verbesserung im Sitz und zweitens war der Draht im Wege.

Nacheinander probierte ich nun die Briefwage, eine Gesamttausgabe Heines und einen Lourentochapparat darinnen zu bergen; geriet jedoch immer wieder in Zweifel.

Ich löschte die Petroleumlampe aus und stülpte das Ungehim darüber. Aber es fing sofort brenzlich zu riechen an. Dazu sah ich im Dunkeln nicht einmal die Wirkung dieses Schmuckes.

Ich zündete die Lampe also wieder an und verbrannte mir dabei die Finger am heißen Zylinder. Da schoß mir etwas durch den Sinn! Klöckliche Ideen haben immer etwas für sich.

Ich ging also zum Nachtschädel! — — — Aber nein, das ging auch nicht, da war der Henkel im Wege.

Was jetzt? Ich machte mich mit dem Gedanken vertraut, das Ding auf die Polzeiwache zu schleppen und dort zu fragen. Der Konsequenzen halber unterließ ich es dann jedoch.

Da kam mir noch ein Gedanke! Ich stellte das Kästel mitten auf den Schreibtisch und rief meine Hauswirtin, um sie zu bitten, mir frisches Wasser zu bringen. Nun sind Hauswirtinnen meist sehr neugierig. Die meine nicht, was mich entschieden für sie einnimmt. Aber in diesem Falle hätte ich doch gewünscht . . .

Sie brachte das Verlangte, sah aber sonst gar nichts und ging ruhig wieder zur Tür.

„Frau Klemperelein!“ rief ich schweigend, als sie schon die Türflanke in der Hand hatte, und hielt ihr das Ding unter die Brille, „Frau Klemperelein, glauben Sie, daß man es hier und da waschen muß?“

Sie betrachtete es mit nicht sehr viel Interesse und meinte dann: „Nein; ich glaube, es genügt, sie auszubürsten!“

Ich jubelte innerlich. Also eine „sie“ war es! „Wenn man sie aber doch waschen muß? fragte ich nun lauernd.

„Na, außen wird sie höchstens voll Staub und innen machen ein paar Flecke nichts aus; dafür ist es ja eine Kaffeemühle!“ sagte sie und ging hinaus.

Ich tanzte vor Freude mit meiner Kaffeemühle und schwenkte sie wie ein Siouxindianer den schönsten Stalp.

Dann kam ich wieder in Fassung und wurde nachdenklich. „Eine Kaffeemühle?“ Ich sah nämlich nicht recht ein, warum ich morgens, wenn ich meinen Kaffee trank, eine Mühle aufsehen sollte. Vorläufig setzte ich sie einmal auf den Kopf und trat vor den Spiegel.

„Nein, das ging entschieden zu weit! Die Mühle hing mir bis auf die Nase herunter, von den Ohren sah man gar nichts mehr und dann die blizblaue Schleife oben auf dem Gipfel zu meinem Bart!“

Nein, bei aller Gemütsklarheit, das ging über die Gutshum! Ich nahm also die Haube und stülpte sie ostentativ über meine frisch geschmierten Bergstiefel. Jetzt schaueneren deren beide Spitzen wie Kästel darunter hervor. Wortwurschvoll und anklagend.

Das rührt mich aber gar nicht. Denn wenn mir die Frauen Kästel aufgeben, müssen sie gefast sein, daß ich dieselben in meiner Weise löse!

Oder aber, liebster Freund, kannst du mir sagen, warum die Frau uns Männern solche Kästel zu lösen gibt? Himmelhergottbonnertwetter!

Am Antwort bittet Dein Freund
Sermann Stanz.

Die Entdeckung der Röntgenstrahlen vor 25 Jahren

Von Werner Nowe.

Die meisten Erfindungen der neuen Zeit sind nicht als Erfindungen im eigentlichen Sinne des Wortes anzuspreden. Denn in dem Worte Erfindung liegt der Wortstamm „finden“, der gleichzeitig eine gewisse Zufälligkeit ausdrückt. Die modernen Erfindungen sind aber fast alle keineswegs zufällig gemacht worden, sie sind vielmehr die Krönung von ganz planmäßigen Arbeiten zu dem Zwecke, etwas zu schaffen, was man eben gerade „erfinden“ wollte. Eine Erfindung in altem Sinn kann die Erfindung, oder, noch besser gesagt, Entdeckung der Röntgenstrahlen genannt werden. Im Dezember des Jahres 1895 fand der damals in Würzburg lehrende Professor Wilhelm Konrad Röntgen die nach ihm genannten Strahlen auf. Er machte Versuche mit der sogenannten Hittorfschen Röhre, um die bei dieser auftretenden Strahlungserscheinungen zu studieren. Eine Hittorfsche Röhre ist ein wahrenförmiges, fast luftleer gemachtes Glasgefäß, durch das man mit Hilfe von eingeschmolzenen Platindrähten hochgespannte elektrische Wechselströme leiten kann. Dabei leuchtet das Innere der Röhre, in mattem, farbigen Blicke auf. In der Röhre befindliche feste Körper entstehen dem eine Art von Strahlen, die man als Kathodenstrahlen bezeichnet. Diese Strahlen selbst sind nur wenig sichtbar, sie haben aber die Eigenschaft, gewisse Stoffe zum Leuchten oder, wie der Physiker sagt, zum Fluoreszieren zu bringen. Ein solcher Stoff ist z. B. das Bariumplatinocyanür, eine Salzart die die Metalle Barium und Platin enthält. Befreicht man Papier mit dieser Substanz, so kann man es benutzen, um wenig oder gar nicht erkennbare Strahlen sichtbar zu machen. Röntgen nun hatte die Hittorfsche Röhre vollständig in schwarzes Papier eingehüllt, trotzdem leuchtete ein in der Nähe befindlicher Schirm aus dem beschriebenen Papier auf. Röntgen schloß daraus, daß dieser Schirm von Strahlen aus der Röhre getroffen werden müsse, die durch die schwarze Umhüllung hindurch gegangen sein müssen, und die für das menschliche Auge unsichtbar seien. Weitere Untersuchungen bestätigten diese Vermutung. Diese Strahlen durchdringen die meisten Substanzen, wie gewöhnliches Licht durch Glas hindurchgeht. Wie sich aber Glas je nach seiner Beschaffenheit mehr oder weniger durchlässig zeigt für gewöhnliches Licht, so etwa sind auch die verschiedenen Stoffe mehr oder weniger leicht von den Röntgenstrahlen zu durchdringen, Holz z. B. läßt diese Strahlen sehr leicht durch, ebenso Kautschuk, Wachs, Aluminium und Fleisch. Weniger durchlässig sind Knochen und verschiedene Metalle, am wenigsten Blei. Legt man die Hand auf einen Bariumplatinocyanürschirm und läßt Röntgenstrahlen darauf fallen, so werden diese die Hand schwerer oder leichter durchdringen, je nachdem sie durch Knochen oder Fleisch gehen müssen. Sie werden dementsprechend das Papier schwächer oder stärker zum Leuchten bringen. Man wird also auf dem Papier ein Bild der Hand sehen, das die Knochen als dunkle, das Fleisch als helle Stellen zeigt. Ein ebenfolches Bild erhält man auf einer photographischen Platte. Auf dieser Wirkung beruht die vielseitige Anwendung dieser Strahlen, die von Röntgen zuerst X-Strahlen genannt wurden, die man heute aber allgemein als Röntgenstrahlen bezeichnet. Man ist z. B. imstande, den Sitz einer Kugel im Körper festzustellen, man kann erkennen, ob und wie ein Knochen gebrochen ist. Ja, man kann die Bewegungen des Herzens, der Lunge und der anderen Eingeweide verfolgen. Kein ärztliches Institut kann heute mehr ohne einen Röntgenapparat auskommen. Röntgen selbst erhielt im Jahre 1901 den Nobelpreis für Physik auf Grund seiner Entdeckung und seiner damit verbundenen Arbeiten zur Kenntnis der Röntgenstrahlen. Eine weitere Wirkung der Röntgenstrahlen ist, daß sie die kleinsten Lebewesen, Bakterien, Zellen usw. schwächen und töten kann. Man hat diese Eigenschaft z. B. bei der Bekämpfung der Krebskrankheiten verwendet. Da nun aber der ganze menschliche Körper — wie ja auch der tierische und der pflanzliche aus solchen Zellen zusammengesetzt ist, so müssen Vorkehrungen bei der Anwendung der Strahlen getroffen werden, um unbedachte Gesundheitschädigungen auszuschließen. In der ersten Zeit sind denn auch verheerende Unglücksfälle beim Experimentieren mit diesen Strahlen vorgekommen. Heute jedoch ist die Röntgentechnik bereits so vervollkommen, daß Schädigungen völlig ausgeschlossen werden können.

Mit zugehaltenen Ohren

Von Hans Bauer

Meine Tante aus Rudelbach ist eine sehr couragierte Dame. Unlängst hat sie mich wieder heimgesucht. Wenn wir zusammen sind, sprechen wir immer über Politik. Das liegt aber nicht an mir. Meine Tante ist, wie gesagt, sehr couragiert.

und couragiert sind auch ihre politischen Ansichten. Da steht sie zum Beispiel auf dem Standpunkt, daß es sehr un schön von den deutschen Soldaten war, im November 1918 die Plünderer wegzufahren. „Noch drei Tage!“ rief sie empfindlich aus, „noch drei Tage, und wir hätten gesiegt. (Mit welchem „Wir“ sie wer weiß wen meint.) Da sagte meine Tante jener: „Das mit dem Völkerverbund, das ist ja Blödsinn! Denn . . . (ich bitte dringend, auf dieses „Denn“ besonders zu achten!) — denn der Krieg ist der Vater aller Dinge!“ Da sagt sie: „Na, was wirs nur ab. Einmal . . .“ Das sagt sie aber nicht so hin, so mir nichts, dir nichts. Diesem „Einmal“ geht etwas nach. Man hört förmlich dumpfes Kanonenrollen, wenn sie dies „Einmal“ sagt. Sie sagt es wie auf den Tag und macht im Geiste Paradeschritte dazu. So ist also meine Tante. Na, und dann, wenn ich mich unterfange, auf das Schöne des Gebankens vom ewigen Frieden hinzuweisen, da lächelt sie nur höhnisch und vermurkelt etwas von Kräutern, Narren und Remmen. Das hat sie nämlich in einer Versammlung gehört. Ja, meine Tante! Ich weiß noch, wie ich während des Krieges einmal gar nicht müde geworden bin, die Strophen Max Barthels vor ihr zu räumen. Da war sie völlig meiner Meinung gewesen. „Ja, dieser Max Barthell! Allerdings! Ja! Das ist einer!“ hatte sie gesagt. Leider stellte sich nur allzu schnell heraus, daß sie ihn mit Max Weber verwechselt hatte.

Kürzlich war ich nun mit dieser Tante in einem Kabarett. Nach den verschiedenen Programmnummern wurde ein Stuch aufgeführt. „Das Geheimnis des Fürsten Planta“ hieß er. In der Mitte des zweiten Aktes dieses Stüchles wurde meine Tante plötzlich recht unruhig. Sie suchte mit dem Kopfe, rutschte auf dem Stuhl hin und her, verkleinerte die Pupillen . . . Ich wußte nicht recht, warum dies geschähe. Und diese Unruhe steigerte sich immer mehr. Plötzlich riß meine Tante die Finger an die Ohren, drückte sie fest zu, schloß die Augen und wendete den Kopf zur Seite — und gleichzeitig trachte droben auf der Bühne ein Schuß. Die Spionin, die des Fürsten Planta Dokumente gestohlen hatte, hatte auf den Detektiven, den der Fürst ihr nachgeschickt hatte, gefeuert. Ach so! Weil die Spionin schon immer mit dem Revolver gespielt hatte, und weil meine Tante geahnt hatte, daß es krassen würde, ehe der Vorhang fiel, war sie so nervös geworden. Ja so! Es gab also noch Leute, die trotz eines Krieges von vier Jahren, trotz einer Revolution es nicht scheuen hören konnten. So etwas gab es noch!

„Aber Tante,“ sagte ich, als sie wieder mit ungeschützten Ohren zuzuschauen wagte, „aber Tante! Wegen so eines kleinen Knallchens . . .“

„Du, mit deinen verrotzten Männerohren natürlich . . .“ pluckte sie heraus.

Ja, die in Schlachten und Aufruhr verrotzten Männerohren und die in Friedlichkeit und guter Stube gestühlten Tantenherzen!

Man könnte eine Skizze darüber schreiben.

Für unsere Frauen Das Liebespalet

Von Frieda Rudolph-Staubitz

Als es eingepackt wurde, stand es in einer großen freundlichen Küche mit blinkenden Löffeln und buntem Geschir. Die Tür zur anstoßenden Speisekammer stand weit offen und ein etwa 12 Jahre altes Mädchen reichte der freundlichen Vaterin all die lederen Sachen heraus. Milch in Dosen, Kaffee, Kakao, Bohnen, Erbsen, Speck. Und immer noch war die Kiste nicht voll. Eine große Ede war noch frei und die Mutter sagte: „Nun gib mir Zucker und Mehl.“ Darauf hand das kleine Mädchen emsig zwei kleine Säckchen zu und half mit, sie in dem Palet unterzubringen. Dann kam der Vater mit Brief und Adresse herein, der Deckel wurde aufgenagelt, das Ganze in einen Sack vernäht und fortgetragen.

Nun blieb es lange Zeit Nacht um das Liebespalet. Es lag mit vielen anderen in einem großen Schiffsraum und fuhr übers Meer. Reise künftigen sie untereinander eine kleine Unterhaltung an, es wäre auch sonst zu langweilig gewesen. Quersitz ergäßen sie sich von ihrem losbaren Inhalt. Da gab es bald einen kleinen Zwist: denn die einen, die Schwären bar-

gen, meinten, sie hätten das Beste, und die andern, die Kleiderstoffe in sich irgen, behaupteten, mehr wert zu sein. Zum Glück war auch eine Kiste mit Büchern darunter, die schließlich den Streit und meinte: Kleider und Schwären seien beides unentbehrliche Dinge. Ein schöner Palet mit hungrigem Magen taugte nichts und ein voller Bauch in Lumpen gefüllt wäre auch nicht zufrieden. Sie sollten sich nur die Hände reichen, denn eines bedürfte des andern. Und wie, um dem Gespräch ein anderes Thema zu geben, brach sie ab und fragte, wohin die Reise geht.

Da hatten sie alle das gleiche Ziel: Deutschland. Wirklich? Alle die vielen Kisten und Säcke nach Deutschland? Deutschland ist groß, sagte die Bäckerkiste. Da werdet ihr wohl nach allen Himmelsrichtungen wandern. Warum aber auch alle nach Deutschland? Auch das wußte sie zu beantworten. Sie war eben sehr klug und hatte alles schwarz auf weiß. Weil der Krieg da hinüber große Not gebracht hat, Mangel an Nahrung und Kleidung zu allermeist. Ah so, den Kisten ging ein Licht auf. Und genau, wie es die Bäckerkiste vorausgesagt, kam es auch. Als das Schiff hielt und sie ausgeladen wurden, trennten sie sich auf Rimmerwiedersehen.

Deutschland war wirklich sehr groß. Unser Liebespalet hatte noch eine weite Reise über Land zu machen. Endlich kam es an. Hoch oben in eine Mansardenwohnung mußte es der Postbote bringen, wo früher nur eine Kumpelfammer war. Aber nun beugten sich vier blasse Kindergesichter darüber und die Mutter packte aus. Der Vater lag irgendwo in Frankreich, geröchelt, man wußte nicht wo. Aber was da zum Vorschein kam, ließ in den Kinderherzen allen Kummer verstummen. Selbst um den herb zusammengespreizten Mund der Mutter huschte ein Lächeln. Die Tante Sofie hatte ihrer Gedacht, das war ein Ah, ein Oh, ein Ei ohne Ende. Eine Tasse Kakao mit Milch und so süß, das hatten sie alle schon lange nicht mehr gehabt. Und solch herrliches Weizenmehl, das ist ja noch einmal eine Befreiung. Und die Tante schrieb, daß sie noch mehr schicken wolle, man brauche nur zu schreiben, woran es fehle. Da war es der Mutter, als sei doch nicht alles verloren, als streiche die Liebe über all die vielen Wunden, daß sie nicht mehr schmerzten. Und zu dieser ersten Kiste kam eine zweite und dritte. Und alle waren sie mit vielen Hundert Gefährten übers Meer gekommen nach Deutschland. — — —

Die allierten Staatsmänner aber sitzen an ihrem grünen Tisch und schreiben Befehle und Drohungen, drehen ihre Presse fester und fester, einem todwunden Volke den letzten Tropfen Blut zu pressen, um daraus Gold zu münzen. Und sehen nicht die Blut der Liebe, die unablässig herüber und hinüber gleitet, die vergessen machen will, was ein Wahnsinn heraufbeswor-

Die allierten Staatsmänner mögen weiter regieren. Der Strom wächst zum Meere, ihr Fundament zu verfliegen. Lieber die Grenzpfähle hinweg gehen die reitenden Hände. Aller Götlichkeit zumbier der Mutter Erde eingerammte Linien haben allen ausgeprägten Blödsinn verloren. Die Köpfe billieren, aber die Herzen reden alle nur eine Sprache.

Aus Welt und Wissen

Eine vielsagende Anzeige. Für den praktischen und von jeder Sentimentalität freien Sinn der Amerikaner spricht eine Anzeige, die in einem New Yorker Blatt erschien. Sie lautete folgendermaßen: „Ich habe die Ehrz, allen Freunden und Bekannten mitzuteilen, daß meine liebe Frau mir gestern durch den Tod entzissen wurde, gerade, als sie einen Sohn das Leben schenkte, für den ich eine gute Amme suche, solange, bis ich wieder eine hübsche, junge Lebensgefährtin gefunden habe, die 20 000 Dollar besitzt und mir helfen will, mein bestempfohlenes Wäschegeschäft zu führen, das ich jetzt in einem Ausverkauf zu allerniedrigsten Preisen auflöse, bevor ich in das neue Geschäftshaus übersiedle, das ich mir in der zwölften Avenue Nr. 174 habe bauen lassen, wo noch einige prächtige Geschäftsräume zu vermieten sind.“ Der tüchtige Verfasser dieser Anzeige teilt in dem einzigen Satz zehn Tatsachen von sehr verschiedener Art mit.

Kann der Mond beschaffen werden? Diese interessante Frage finden wir in dem neuesten Heft der naturwissenschaftlichen Zeitschrift „Natur“ in einem kleinen Aufsatz erörtert. Folgende Berechnung stellt der Verfasser dazu auf: „Die mit den modernen Geschützen erreichte höchste Anfangsgeschwindigkeit beträgt etwa 1600 Meter pro Sekunde; d. h. mit anderen Worten: wenn das Geschütz mit derselben Geschwindigkeit verterläge, die es gleich nach Verlassen des Geschützrohres besitzt,